

# «Die Kirche muss mich ertragen.»

Für Pfarrer und Genderaktivist Andreas Borter ist klar: Die Geschlechterfrage ist immer auch eine spirituelle Sinnfrage. Ein Gespräch über Glauben – und Geschlecht.

Interview: Adrian Soller, Foto: Ivo Knill

**ERNST:** *Gut dreissig Jahre hast du, Andreas Borter, dich als Theologe und Pfarrer für die Gleichberechtigung der Geschlechter engagiert. Wie kam es dazu?*

Andreas Borter: Ich bin in einer Familie aufgewachsen, in der immer schon über Normen und Werte diskutiert worden ist. Meine Mutter und mein Vater hatten zusammen eine Arztpraxis betrieben, waren kirchlich engagiert und in verschiedenen wohltätigen Organisationen aktiv. Dass ich überhaupt offen für diese Themen war, hat also sicherlich auch mit meiner Sozialisierung zu tun. Und später in meiner Jugend dann politisierte mich natürlich auch die 68er-Bewegung, ich war mittendrin, es herrschte Aufbruch-Stimmung – und wir stellten bestehende Normen und Werte in Frage.

Ich stand damals vor der Berufswahl, und für mich war es ganz klar, dass ich etwas machen wollte, wo ich diese sozialen Themen mitprägen und mich in die Diskussion um gesellschaftliche Werte miteinbringen konnte. Ich wollte die Gesellschaft verändern. Ich wollte etwas bewegen. Und so kam ich dann in die Genderdebatte hinein. Es hätte auch ein anderes soziales Thema sein können. Es ging mir ganz generell um politische und gesellschaftliche Veränderung. Kapitalismus-Kritik war ein Thema für mich und auch der Kalte Krieg, Vietnam, kurzum: die Friedensbewegung. Für mich stellte sich alsbald die Frage, wieso ich in der Schweiz keinen Zivildienst leisten konnte. Für mich war klar: Eigentlich müsste ich den Militärdienst verweigern. Aber mir hätte ein Berufsverbot gedroht.

**Und das war dann also dann dein Einstieg in die Genderthematik?**

Naja, das kam nach und nach: So hatte ich beispielsweise die Militärdienstfrage damals noch kaum als Genderthema gelesen, sondern vor allem und in erster Linie als Thema der Friedensbewegung. Auch wenn das letztlich natürlich schon alles zusammenhängt. Es ist ja kein Zufall, dass vor allem Männer in den Krieg ziehen. So wirklich angefangen aber hat für mich alles mit den verschiedenen Befreiungsbewegungen. Die Theologinnen unserer Generation entwickelten damals die feministische Theologie, als ihre Form von Befreiungstheorie. Und was diese Frauen damals alles gemacht und geschafft haben, hat mich stark beeinflusst. So stand für mich am Anfang vor allem der Wunsch, mich solidarisch mit den Frauen zu zeigen und mich an ihrer Seite für Geschlechtergerechtigkeit zu engagieren. Und dann, Schritt für Schritt, habe ich verstanden, was das für

einen Mann überhaupt bedeutet, dass der Emanzipation auch für Männer ein enormes Befreiungspotential innewohnt. Wir befreiungstheologischen Männer sind am Anfang einfach mit den Frauen mitgezogen, weil wir die Frauen unterstützen wollten – und weil es nichts anderes gab.

**Wieso bist du mit deinem Willen, politisch und gesellschaftlich etwas zu verändern, und mit deinem Gender-Engagement ausgerechnet bei der Kirche gelandet?**

Die Kirche als Institution hat mich bei meiner Studienwahl damals in der Tat nicht besonders stark interessiert. Ich war kirchlich kaum aktiv. Ich fragte mich einfach, wo ich mich und meine Wertediskussion am besten einbringen konnte. Und die theologischen Fakultäten, das muss man schon sehen und das kann man sich heute vielleicht gar nicht mehr vorstellen, gehörten damals weltweit zu den lebendigsten Orten diesbezüglich.

Mein Studium absolvierte ich dann auch zum grossen Teil an der theologischen Fakultät Heidelberg, und dort war ich schnell mitten in die Studentenunruhen drin. Ein Kern der Studentenbewegung waren damals auch in Deutschland die Studentinnen und Studenten der theologischen Fakultäten. Auch die Professorinnen und Professoren, die sich damals den Protesten angeschlossen hatten, waren oft Theologinnen und Theologen. Viele von ihnen hatten selber noch Krieg und teilweise Gefangenschaft erlebt, sie kannten Elend und Hunger und wollten mit uns zusammen etwas verändern.

Wir sahen die Zukunft damals in einer sozialen, wenn nicht sogar sozialistischen Revolution. Da war die Auseinandersetzung mit dem Marxismus wichtig. Und wir hatten unsere Vorbilder. Da war beispielsweise der katholische Priester, sozialistische Politiker und Dichter Ernesto Cardenal. Im kirchlichen Umfeld gab es damals eben viele, die Sozialismus und Christentum zusammen dachten. Die theologischen Texte und kirchlichen Aktionen der deutschen, evangelischen Theologin und Autorin Dorothee Sölle beispielsweise haben mich stark beeinflusst. Es gab plötzlich so viele gute theologische Texte, die die ganze patriarchale Tradition im Christentum erstmals erfassen – und kritisierten.

**Und dennoch: Du warst ja dann viele Jahre für und in der Kirche tätig. Und die Kirche ist ja als Institution**

***besonders patriarchal. Also wieso ausgerechnet die Kirche?***

Nun, ich wollte eben die Gesellschaft durch die Kirche ändern. Viele unserer Generation konnten sich damals den gesellschaftlichen nicht ohne den kirchlichen Wandel vorstellen. Ich wollte in einer kirchlichen Basisbewegung mittun, die Kirche von innen und von unten her ändern, und später arbeitete ich dann mit Leib und Seele als Pfarrer in einer ländlichen Gemeinde oder als Studienleiter in einem kirchlichen Bildungshaus. Klar entwickelten wir dabei auch vieles für die Kirche, das diese gar nicht wollte, vor allem die kirchliche Leitung nicht. Mehrmals mussten wir uns vor dem Kirchenparlament erklären und rechtfertigen, fast wie bei einer Inquisition.

***Also doch: Kirchliche Tradition und Erneuerung waren ein Widerspruch.***

Wie gesagt, wir glaubten damals, dass die Kirchen Motor einer neuen Gesellschaft sein können. Dass es dann nicht so kam, dass die Kirche immer mehr an gesellschaftlicher Relevanz verlor, war für mich eine Tragik. Ein persönlicher Frust war es auch, zu erleben, dass es in der breiten kirchlichen Öffentlichkeit wenig Bereitschaft gab, traditionelle Geschlechterrollen in Frage zu stellen. Aber grundsätzlich waren die Kirche und ihre Traditionen für uns vor allem: der Ausgangspunkt. Denn Traditionen sind nicht das Problem, im Gegenteil. Ich bin überzeugt: Tradition macht die Erneuerung erst möglich. So verstehe ich die Tradition als Quelle der stetigen Veränderung. Es ging mir stets um einen Wandel der Tradition, um eine normative Erneuerung innerhalb und ausserhalb der Kirche. Doch einem Wertewandel müssen eben Wertediskussionen vorangehen. Und der Dialog in einer Institution passiert nur, wenn es Traditionen gibt, die man in Frage stellen kann, auf die man sich beziehen kann. Wer den Mut hat, sich einer Tradition zu stellen – und diese gleichzeitig zu kritisieren – ermöglicht wahrscheinlich erst eine tiefe Auseinandersetzung mit sich und der Welt. Der Tradition aus dem Weg zu gehen hingegen ist alles andere als nachhaltig.

***Muss man denn zwangsläufig Teil einer Tradition sein, die man ändern will?***

Natürlich habe ich auch immer wieder den Blick von aussen gesucht. So habe ich mich im Genderthema dann auch ausserhalb der Kirche engagiert. Und trotzdem: Ich bin immer auch Teil der Kirche geblieben. Denn gerade

als Teil der Tradition habe ich ja erst die Legitimität, die Tradition zu kritisieren. Ich musste meine eigenen Werte immer wieder neu ausrichten – und in Bezug zu diesen Traditionen stellen, zu denen ich auch gehören wollte und gehören will. So war und bin ich im ständigen Prozess, ständig gezwungen, mich mit meinen Werten und denen der Kirche auseinanderzusetzen. Ständig musste ich mich kritisch und intensiv mit der Tradition und mir beschäftigen. Und das gerade weil ich Teil dieser Tradition war und bin. So bin ich nie aus der Kirche ausgetreten – und will das auch nicht. Die Kirche muss mich ertragen. Ich mute mich der Kirche zu.

Ich gehöre doch auch zur Kirche und ihren Traditionen, und es ist wichtig, dass gerade wir dabeibleiben, uns ist die Kirche wichtig und wir wollen und wollten sie weiterbringen. Wir wollen die Traditionen mitprägen und im reformatorischen Sinne auch das Schriftverständnis weiterentwickeln. Zwingli betonte zu seiner Zeit schon, dass die Kirche ein gesellschaftliches Wächteramt innehat. Für mich war jedenfalls stets klar: Echter Wandel muss sich persönlich, aber auch gesellschaftlich vollziehen, und er hat immer auch eine internationale Dimension. Und da ist die Kirche mit ihren spirituellen Fragen, ihrem gesellschaftlichen Einfluss – und den weltweiten Strukturen wohl grundsätzlich eine gute Anlaufstelle.

***Aber wenn du von «Gesellschaft» sprichst, meinst du dann vor allem die Christen?***

Nein, ich habe meine Kirchen-Arbeit immer als Arbeit in einer offenen Landeskirche empfunden, in einer Kirche, die sich der ganzen Gesellschaft zuwendet, nicht nur den aktiven Kirchgängern. Für mich aber war stets klar: Ich bin nun mal christlich sozialisiert worden. Und wäre ich als Muslim geboren, ich wäre wohl ebenso ein engagierter Muslim.

Ich habe von Kind an die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft sehr positiv erlebt. In meinem Fall war diese Gemeinschaft eben die reformierte Kirche, und ich fühle mich darum in den vielen Ritualen dieser, meiner, Kirche aufgehoben. Kirche ist für mich zunächst auch ein Ort, wo man sich trifft. Und zur Kirche gehörten für mich immer schon besondere Räume, Kultur, Kunst und Literatur. Von klein auf bin ich in die Sonntagschule gegangen, habe dort Zugang zu Theater und Musik gefunden, konnte später in der Kirche Orgel-Unterricht nehmen. Es war schön. Und für mich ist klar: Kirche kann Heimat

«Gerade weil ich Teil der Kirche bin,  
kann ich sie kritisieren.»





sein. Und sowieso: Ich kann mir eine Glaubenshaltung ohne eine Beheimatung nicht vorstellen. Ich kann und will die Werte vom Rahmen nicht lösen, in dem wir sie umsetzen können.

Zudem war es immer wieder die Kirche, die mir den Rahmen für einen nächsten Entwicklungsschritt bot. Durch ein Stipendium des Weltkirchenrates kam ich in Kontakt mit der weltweiten Dimension von Kirche und später zu Aufhalten in verschiedenen Kontinenten. Auch war für mich die Kirche als Arbeitgeberin ein gesicherter Ort, an dem ich etwas davon umsetzen konnte, was mir wichtig war. Aber wie gesagt: Wichtig ist mir vor allem, eine «Heimat», zu haben, von der aus man aufbrechen kann. Das tun ja auch Gläubige aus anderen Glaubensstraditionen, und erst so wird auch hier ein Dialog möglich.

Schwieriger finde ich allerdings Ansätze, wie sie sich in spirituell-esoterischen Zirkeln finden, wo es nur um die Weiterentwicklung des ganz persönlichen Bewusstseins geht und um die individuelle Sinnsuche. Für mich ist die Sinnfrage immer auch eine Glaubensfrage. Und Glaube ist eben nicht nur eine individuelle Frage, sondern Teil eines grösseren kollektiven Bewusstseins, eines Bewusstseins, das sich ständig wandelt. So habe ich auch meine Haltung in der Genderdebatte nie als individuelle Haltung empfunden. Gerade weil ich denke, dass das Private auch politisch ist, denke ich, tut man gut daran, Werte-, Gesellschafts- und Glaubensfragen zusammenzudenken. Ich hätte mir nie vorstellen können, einen Glauben oder eine Haltung für mich allein zu entwickeln. Ich gehöre in ein Kollektiv, auch in eine internationale Gemeinschaft.

***In der Genderfrage hast du dich dann sehr früh auch mit der Männergesundheit auseinandergesetzt. Wie kamst du von der Solidarität mit den Frauen zur Männergesundheit?***

Die feministische Theorie war damals noch mehr als heute auf die Lebensweise von Frauen ausgerichtet. Ich teilte mit Frauen zwar das Thema und den Wunsch nach Veränderung und wollte mit ihnen das Patriarchat abschaffen, doch dazu musste ich als Mann, das wurde mir dann auch klar, einen anderen, eigenen Weg finden und mich um die Lebensweisen von Männern kümmern.

Als ich für einen einjährigen Studienaufenthalt in den USA weilte, erlebte ich, wie dort «Frauengesundheit» gerade ein grosses Thema war, und ich merkte, wie schwer ich mich als Mann gewinnbringend in diese Diskussion einbringen konnte. Hinzu kam, dass viele Feministinnen das Mitdenken von Männern damals auch gar nicht wünschten. Es war die Zeit des Geschlechterkampfes. So wurde mir als Mann in einzelnen Bildungshäusern sogar der Zugang verwehrt mit der Begründung, dass wir als männliche Körper patriarchale Energien in uns tragen würden, die wir über Generationen internalisiert hätten, und welche die feministische Arbeit stören und vergiften

würden. Wie auch immer: Solche radikalfeministische Ansätze haben mich jedenfalls motiviert, mich des Themas «Männergesundheit» anzunehmen. Das war für die Schweiz noch ganz neu und in einem kirchlichen Rahmen sehr ungewohnt. Mir war klar geworden, dass es ja gerade auch die Männer waren, die sich – wegen ihres Selbst- und Rollenbilds – zu wenig um ihre eigene Gesundheit kümmerten. Und das war dann eben mein Einstieg in das Genderthema – aus Männersicht.

#### *Und was kam danach?*

Wir bauten, finanziert durch die reformierte Kirche, mehrere Fachstellen für Männerfragen auf und arbeiteten dafür vor allem mit nicht-kirchlichen Lobbys zusammen, was der Kirche dann wiederum missfiel. Man fragte uns oft, wie viele Männer, die zu unseren Workshops kommen, in der Kirche aktiv seien. Und das hat mich natürlich sehr gestört. Weil ich ja eben, wie gesagt, schon immer den Ansatz verfolgte, durch die Kirche die ganze Gesellschaft zu verändern. Wie auch immer: Die Kirche hat dann unsere Fachstellen als Erstes den Sparübungen geopfert. Und das wohl nicht zufällig: Die Männerarbeit war eben auch ein Risiko für sie.

Ich denke, die Männerarbeit war für die Kirche wohl noch bedrohlicher als die Frauenarbeit. Denn in der patriarchalen Struktur der Kirche, die Kirchenleitung war ja vor allem mit und durch Männer besetzt, war es einfacher, ein paar Zugeständnisse an Frauen zu machen, diese hie und da etwas zu fördern und ein bisschen Symbol-Politik zu betreiben. Aber was die kirchliche Hierarchie letztlich eher noch zum Schwanken brachte, war eben wohl doch die Männerarbeit.

Jeder Frauenförderer muss sich ja fragen, wo er doch subtil patriarchal handelt. Als Mann Frauen zu fördern ist ja oft schon in sich ein patriarchaler Akt. Wir hatten darum mit der Männerarbeit andere Ziele. Wir haben das Mannsein in der Kirche zum Thema gemacht. Haben uns als Männer mit Männern auseinandergesetzt. Das war bedeutend schwieriger und konfliktreicher, als bloss als Frauenförderer aufzutreten.

#### *Irgendwann musstest du dein Wissen in und um Geschlechterfragen dann vor allem ausserhalb der Kirche weiterentwickeln und anbieten.*

Ja, die Männerarbeit wurde in den Schweizer Kirchen vollständig weggespart. Und somit ging, finde ich, in der Kirche die besondere Dynamik rund um das Geschlechterthema verloren. In der Folge habe ich die Väter- und Männerorganisation männer.ch mitbegründet und führte später das Institut für Männer- und Geschlechterfragen SIMG. Und trotzdem bin ich der Kirche treu geblieben, sie hat Ja zu mir gesagt und ich habe Ja zu ihr gesagt. Ich habe ein Zugehörigkeitsgefühl zur reformierten Kirche.

Ich bin ein ordinierter Pfarrer – und die dürfen mir das nicht wegnehmen. Ich nutze meinen Titel manchmal auch heute noch, um meinen Forderungen mehr Gewicht zu geben. Vor einer Stunde habe ich beispielsweise einen Brief für einen Asylbewerber an das Staatssekretariat für Migration geschrieben – und diesen als Pfarrer unterschrieben. Ich trete so nicht nur als Einzelperson auf, sondern eben als Amtsinhaber.

#### *Was Kirche und Männerbewegung letztlich wohl gemeinsam haben: Beide sind enorm heterogen und zuweilen ziemlich normativ.*

Beide umfassen sehr viele verschiedene Teilströmungen, ja – und naja, mit dem Begriff «Männerbewegung» konnte ich mich übrigens nie identifizieren. Ich fühlte mich so einer Bewegung nicht wirklich zugehörig, ich habe den Begriff selber nie gebraucht. Ich finde: Eine «Bewegung» kann nur von gesellschaftlich Unterprivilegierten kommen, nicht von Privilegierten. «Männerrecht» war als Begriff für mich sowieso immer problematisch. Weil es ja in erster Linie nicht allgemein um die Rechte der Männer gehen sollte, sondern eben vor allem um gesellschaftlichen Wandel hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit. Einzig mit dem Begriff «Empowerment» konnte ich mich identifizieren. Aber selbst das nicht, wenn der Begriff pauschal für Männer und in einem falschen Zusammenhang verwendet wird. So ist das Empowerment beispielsweise im Hinblick auf Kirchenleitungen nicht angesagt. Man muss den Begriff an Themen binden wie jenes der Väterlichkeit, dann hat er seine Berichtigung, dann bringt er die Diskussion weiter. Denn im Rahmen der Väterarbeit brauchte und braucht der Mann eben noch heute: «Empowerment».

#### *Wie meinst du das?*

Mit meiner Arbeit sprach ich stets direkt Männer an, ich forderte von ihnen immer erst eine starke Auseinandersetzung mit sich selbst. Mein Ziel war und ist es, dass Männer auf Augenhöhe mit den Frauen über Geschlechterfragen reden können. Mein Ansatz war, Männer erst für die Geschlechterfrage zu sensibilisieren und sie bei der Erarbeitung einer eigenständigen Position zu unterstützen, so dass sie dann als ebenbürtige, empowerte Gesprächspartner mit den Frauen in Dialog treten können. Viele Männer sind sich ihrer patriarchalen Verhaltensweisen oft noch gar nicht bewusst. Für mich ist heute längst klar: Wir Männer müssen erst die eigene Sozialisation, die eigenen patriarchalen Verhaltensweisen anschauen, bevor wir uns in Fragen der Geschlechtergerechtigkeit engagieren können. Und längst ist für mich auch klar: Beide Geschlechter können sich nicht selbst befreien. Männer und Frauen brauchen einander, um sich zu befreien. Letztlich wurde ich ja auch durch den Feminismus befreit.

Nur: Wenn man Frauen und Männer immer nur separat anspricht, verstärkt das wohl den Geschlechtergraben. Die Botschaft heisst ja dann unterschwellig immer auch: «Dein Geschlecht spielt eine Rolle.» Und genau das ist ja schon problematisch.

Ich finde schon, dass die separate Ansprache wichtig ist. Männer öffnen sich unter Männern eher. Und ich glaube, gerade Männern fehlt es in Beziehungs- und Geschlechterfragen noch immer an Verhandlungskompetenz. Wie gesagt: Nur zwei gleichstarke Partner können sich eben auf gleicher Augenhöhe begegnen. Und da braucht es gerade Bewusstseinsarbeit unter Männern. Aber ja: Unsere Generation ist vielleicht zu stark noch vom Geschlechterkampf geprägt. Vielleicht findet die jüngere Generation, einen anderen Umgang mit dem Thema, andere Lösungen.

**Wahrscheinlich braucht es beides: Sensibilisierungsarbeit unter Männern – und die Selbstverständlichkeit, dass das Geschlechterthema eben viel mehr ist als ein Thema zwischen den Geschlechtern.**

Mag sein, das Geschlechterthema ist ein Minenfeld. Letztlich ging es mir immer darum, Dinge in die Tat umzusetzen. Ich hatte für mich mit der Zeit gemerkt, dass ich aus diesen vergleichenden Wertediskussionen raus will. So habe ich mich Einzelthemen zugewandt, vor allem: der Vaterschaft. Da konnte ich ganz konkret etwas bewirken. Ich war froh, in der Väterthematik Fuss zu fassen, da sie viel weniger kontrovers war. Das Thema ist und war nötig – und ich hatte da die Unterstützung, gerade auch von den Frauen. Ich habe meine Männerarbeit immer parallel zu meinen Lebensthemen entwickelt. Es war für mich kein Leichtes, als ich Vater wurde. Unser zweites Kind kam behindert zur Welt, und es brauchte von Anfang an viel Pflege. Und da meine Arbeit als Pfarrer in Teilzeit nicht möglich war, musste ich sie aufgeben. Das ist mir schwergefallen. Ich war mit Leib und Seele Pfarrer. In der Folge engagierte ich mich für mehr Teilzeitstellen in der Kirche. Auch meine weiteren Projekte mit Männern waren so wirklich Herzensangelegenheiten. Es war beispielsweise eine befriedigende Arbeit, für das SIMG den Crashkurs für werdende Väter aufzubauen. Auch meine letzten männer.ch-Projekte im Rahmen des Programmes MenCare haben mir sehr entsprochen. Das MenCare-Projekt ist auch international angelegt, und so konnte ich in diesem Zusammenhang nochmals nach Südafrika reisen, um dort mit südafrikanischen Vätern mein Wissen zu teilen. Das Internationale war in meiner Arbeit stets wichtig geblieben. Und es war ein schöner Abschluss meiner offiziellen Karriere. Schön, wie sich das ergeben hat.

**Ein schöner Bogen deiner Laufbahn, glaubst du eigentlich an den Zufall?**

Würde ich an den Zufall glauben, nicht an eine Absicht, wäre für mich die Sinnfrage eine schwierige. Wenn alles zufällig ist, ist die Sinnfrage doch sinnlos. Und wie wiederum will ich gesellschaftspolitisch etwas verändern, wenn mir das Ziel abhandengekommen ist? Für mich ist klar: Um Sinn zu finden, braucht es den Glauben, es braucht den Glauben an einen übergeordneten Auftrag.

**Also bedeutet Glaube für dich Glaube an Gott?**

Glaube ist für mich mehr als Glauben an etwas, mehr als einzelne Glaubenssätze. Glaube ist für mich vor allem eine Lebenshaltung, ein Bewusstsein und damit verbunden: Bewusstseinsarbeit.

**Gab es ein Offenbarungsmoment in Deinem Glauben?**

Nein, Glauben ist für mich ein Prozess, kein Moment. Vielmehr geht es im persönlichen Leben um einen Auftrag in der Welt – für den ich mich einsetze. Und dabei bin ich mir schon bewusst, dass eine solche Haltung zu haben ein Privileg ist. Wenn man sich existenziell bedroht fühlt, hat die Sinnfrage einen schweren Stand. Für viele Menschen ist Glauben ein Überlebensmechanismus, eine Hilfe, um ein Trauma zu überstehen. Ich hatte Glück. Ich bin bis jetzt nie in solch existenzielle Bedrohungen geraten – und habe darum den Glauben anders verstehen lernen können: Als etwas, das mir jeden Tag neu eröffnet wird und in welchem ich mich weiterentwickeln kann. Glaube ist nicht etwas, das ist.

## **«Ich wollte Christentum und Sozialismus zusammendenken»**

Nach seinem Studium der evangelischen Theologie in Bern und Heidelberg anfangs der Siebziger amtierte Andreas Borter als Gemeindepfarrer und später als Studienleiter für Erwachsenenbildung, wo er eine Fachstelle für Männerbildung und Genderseminare aufbaute. Der heute pensionierte Pfarrer und Aktivist wurde stark durch die 68-Bewegung geprägt und wollte Christentum und Sozialismus zusammendenken. Nach seiner Tätigkeit in der Kirche arbeitete er einige Jahre als selbständiger Berater und als Stabsmitarbeiter bei männer.ch, dem Dachverband der Schweizer Männer- und Väterorganisationen und war hier zuletzt Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen. Er ist verheiratet, zweifacher Vater und Grossvater.